

ge von Peirces Schülern gewesen, mit dem Peirce seine philosophischen Überzeugungen noch gegen Ende seines Lebens habe teilen können. Es müßte allerdings hinzugefügt werden, daß diese spezifisch soziale Konstitution des Wissenschaftsprozesses, wie sie von Peirce vertreten worden ist, aus einer vergleichsweise schmalen Textbasis herausgelesen werden muß, ohne daß sie hier gelehrt werden sollte.

In technischer Hinsicht hätte das Buch in mehrfacher Weise verbessert werden können. Im Register fehlen manche Namen und Begriffe, die in Zitaten vorkommen, so z.B. die Namen von Kepler, Galileo, Kopernikus und Harvey (344 et passim). Die Angaben zum Begriff ‚hypothesis‘ sind nicht ganz vollständig (es fehlt z.B. die Angabe zu 346), vor allem aber hätten sie um den Begriff ‚hypothetic inference‘ erweitert werden können, da Peirce beide Ausdrücke in gleichem Sinne verwendet hat. In der Bibliographie fehlt u. a. die Angabe der *Semiotischen Schriften*, einer dreibändigen, von C. Kloesel und H. Pape besorgten Ausgabe, die in deutscher Übersetzung einige Peirce-Texte enthält, die bislang nicht einmal im englischen Original ediert wurden. – Br.s Intention war es nicht, eine Geschichte der Peirceschen philosophischen Konzepte zu schreiben. Es gelingt ihm aber zu zeigen, daß Peirces Philosophie nur mit Rücksicht auf sein Leben und auf die von ihm ausgeübten Tätigkeiten angemessen interpretiert werden kann. Ein besonders auffälliger Zusammenhang besteht zwischen Peirces wissenschaftlicher Tätigkeit und seiner Wissenschaftsphilosophie. Mit Br.s Biographie ist ein weiterer, wichtiger Schritt zu einer sachlichen und kritischen Auseinandersetzung mit der Peirceschen Philosophie getan.

A. RICHTER

KEVELSON, ROBERTA, *Peirce's Esthetics of Freedom: Possibility Complexity, and Emergent Value*. New York/NY, Lang 1993, 360 S.

Hauptthese Kevelsons (=K), Erfinderin von *Legal Semiotics*, ist die Betonung der eminenten Wichtigkeit der ersten Peirceschen Kategorie (Erstheit, ‚Ikonizität‘) für jeden Erkenntnisvorgang. Das Neue sieht sie darin, daß so die Dinge nicht mehr als Phänomene betrachtet werden, sondern der phänomenale Aspekt als Stufen eines Veränderungsprozesses (38). Nicht die Wahrheit ist zeitlich in Peirce (=P.), wie die *opinio communis* meint (die nämlich gerade *nicht*, weil sie immerzu existiert als ‚settled opinion‘, als ein fixes Modell der Wirklichkeit, das erst wieder aufgebrochen werden muß durch Erstaunen), sondern Wirklichkeit selbst (nicht als ‚Phänomene‘ betrachtet). Wenn P. ‚Phänomene‘ sagt, dann meint er damit etwas, was (lediglich) imaginierbar ist, was möglich ist (und deswegen auch beobachtet werden kann). Es muß gerade nicht empirisch sein, es ‚ist‘ *if-ness*, Possibilität, nicht physische Verifizierbarkeit. K. bemüht sich vehement um die deutliche Hervorkehrung der Possibilität. Im Zusammenhang damit steht K.s Sicht des wichtigsten Vorteils für die Ethik und rechtliche Normenfindung: Für Menschen hat jede Wahrheit eine Zeitdimension. Dementsprechend ist Freiheit (eine typische Erstheit) nicht nur als Unordnung oder Zufall das Ermöglichungsprinzip von Erkenntnis von Neuem, sondern auch das höchste anzustrebende Ziel. Hier könnte man kritisch einwerfen, daß Freiheit dann wohl eher der Weg wäre. Denn Wahrheit ist wohl für P. die zunehmende Determination der reinen Möglichkeit. Und das Ziel ist nach der Pragmatischen Maxime die *vollständige* Kenntnis der praktischen Konsequenzen. – Eine erste Fundierung als Methode der Entdeckung und der Normenfindung liegt vor in ihrem *Charles S. Peirce's Method of Methods* (1987, Amsterdam). K. sieht darin den ‚American thought‘: „The most profound challenge that Peirce's pragmatism brings to philosophy is that one no longer speaks of Truth as an Absolute. One speaks instead of working Truths, i.e., of hypothetical truth-like assumptions which represent the old and absolute Truth model but which may be revised and corrected, and which may even become transformed as one investigates whole universes of discourse that *seem* to have such a Working Truth at Center.“ (246). Tatsächlich ist P. nie von seinem Anti-Apriorismus und seinem Anti-Transzendentalismus abgerückt. Andererseits hätte er sich seine ganze evolutionäre Metaphysik ersparen können, wäre er nicht auch als Empirist an der Wahrheit der Erkenntnis interessiert geblieben. Dies zeigt sich vor allem angesichts des Apagasmus, jenem Prinzip, das die freie Erkenntnis zur Wahrheit hin leitet, allerdings

ohne diese vorweg zu determinieren. – K.s Buch bereichert um zusätzliche Facetten dieses ästhetische Anliegen: allerdings sind die Themen weit gestreut. Die Kapitel verdanken sich verschiedenen Anlässen und sind größtenteils schon publiziert. Teil I (Kap. 1–3) ist philosophisch am interessantesten, Teil II enthält die wichtigsten Anwendungen semiotischer Ästhetik auf (US)-Rechtsprinzipien, während in Teil III die Streitgespräche mit US-rechtstheoretischen Schulen zu einzelnen Punkten fortgeführt werden, die schließlich ab dem IV. Teil mehr ästhetischen Übungen K.s Platz machen. Diese Besprechung bleibt konzentriert auf die philosophischen Teile.

K.s Vorhaben und Anspruch ist „an interpretation of Peirce's *Esthetics for the first time*“ (16) vorzulegen, die skizziert ist in Kap. 1, das handelt von der Freiheit als ästhetischem Gegenprinzip der Notwendigkeit, also vom Synchismus, jenem kontinuierlichen Teilhaben an der Possibilität auch bei zunehmender Determination im (gesetzesmäßigen) Erkennen. Konkret (Kap. 2) bringt diese Sicht, auf der gemeinsamen Basis der pragmatischen Eigenart der Erfahrung, eine Vereinigung dreier Diskursuniversen mit sich: Kunst, spekulative Wissenschaft und Recht mit Politik und Wirtschaft als Ausdruck von Werten. Wie es den konkreten Austausch von Gut gibt, ist die Güte des Guts letztlich ‚intrinsisch‘. Es entfaltet sich von innen her nach außen in die menschliche Welt (= Ästhetik und Spekulation). Dieser Vorgang der Transformation des Intrinsischen ist *usement*, Spiel, in dem immer Freiheit, Possibilität bleibt. Darin gleicht Spiel, Ästhetik („*the highest Good is the esthetic impulse*“) (25) wahrhaft wissenschaftlicher Methode. Modelle, die wir von solch vollkommener Freiheit machen, sind allerdings beschränkt. Dies ist das Dilemma, aus dem weder Relativismus noch Mystizismus herausführen. Nur ein ‚mechanistisches‘, ikonisches Erkennen des *blueprint*, des mechanischen Prinzips eines evolvierenden Universums: Gerade das ist Ästhetik, neue Possibilitäten imaginieren zu können. – Nach P.s System der Wissenschaften ist Phänomenologie Protosemiotik; sie enthält als Grundlegung Ästhetik und ist insgesamt Wertewissenschaft. Als solche ist sie nicht weniger als die Logik des Entdeckens. P., der sie nicht nur beschrieben, sondern auch als seine Methode praktiziert hat, hielt es für unethisch, eine Art Denken zu verwenden, die inadäquat ist (sein Vorwurf an Locke, den Verfasser der Konstitution des Staates Carolina). Linguistisch über Zeichen reden ist z. B. dann nicht adäquat, sobald sie als Werkzeuge der Entdeckung festgestellt sind. Denken über Zeichen wird notwendigerweise ein ästhetisches sein müssen, das so der Logik der Possibilität folgt (35). All dies ist eingegangen in P.s Pragmatizismus seit 1897. In diesem Zusammenhang kommt K. auf P.s Existenzielle Graphen, vor allem Gamma- und Deltagraphen für die modale Possibilität und die modale Probabilität in P.s ‚System der Logik betrachtet als Semiotik‘. Sie beklagt hier vor allem den Mangel an Arbeiten über den inneren Zusammenhalt von P.s Werk. Den sieht sie „*in the connection between things and the changing ‚state of things‘, and not in the things in themselves regarded as phenomena*“ (37). Genau dies ist Semiose, der Zeichenprozeß. Bemerkenswert ist K.s Sicht der Drittheits-Stufe: hier wird Wahrgenommenes als mögliches Reales innerhalb einer gemeinsamen Erfahrung angesehen (38). Es nimmt dadurch teil an Transaktionen von Wertaustausch! – Eine Instanz dieses Prozesses sind Gesetze, die ein offenes und bewegliches Zeichensystem darstellen. Diese Auffassung steht einer positivistischen entgegen, die die kanonische Ewigkeit (53) von Gesetzen postuliert. Dagegen rechnen Legal Realists nicht nur mit Wandel, sie glauben auch nicht daran, daß Bedeutungen sich aus vergangenen deduzieren lassen. Gesetzliche Begriffe werden statt dessen abduktiv als Beziehungen der Ideation erfaßt. K. versucht diese Idee vom Gesetz aufzuweisen an einigen wenigen zentralen Gesetzesfiktionen: die Idee des ‚Besitzes‘, des ‚Vertrags‘, des ‚Vertrauens‘ und des ‚Versprechens‘ (127). Obschon diese Begriffe in sich stehen, sind sie in K.s Diskurs gruppiert um die kontrovers diskutierte konkrete legale Problematik der *Indian/US Legal Treaties*. Die imaginierte Erstidee (im Falle von ‚Besitz‘ das ‚Land‘), wird verbunden mit dem dynamischen Interpretanten der Austauschbeziehung einer physischen Gemeinschaft, und dann mit der legalen Drittheit (ästhetische Form) eines ‚Als-ob-es-konstant-wäre‘, was erlaubt, anaphorisch oder quasi-wahr vorzugreifen auf ‚Sitte‘, Konvention. Zum Besitzesbegriff gehört als Basis ‚Land‘ bzw. Territorium. Dieses gesetzliche Bild unterlag selbst einem bedeutsamen historischen Wandel (63–

74). Um diesen Wandel zu erfassen, kann sich K.s *Legal Semiotics* als die Methode der Methoden erweisen, denn es gilt, nicht aus der Warte einer historischen bzw. gesellschaftlichen Perspektive eine andere zu qualifizieren. Neue Bilder von etwas (Land) weben sich ein (als neue Beobachtungen) in andere Diskurse, kurz: in *community*. Und dies ist ein ästhetischer Vorgang. Da dies nun ein lebendiger Vorgang ohne Fixierungspunkte ist, also ein immer komplexeres Gewebe („Text“), ist gerade die semiotische Ästhetik als Methode der Entdeckung nützlich (69).

Was reguliert einen solchen Wandel (Kap. 5)? Für P. ist klar, daß bei allem tychistischen Zufall ein regulatives Prinzip die Wahrheitsfindung an der Erkenntnis erklären muß. Utopie, wenigstens die des hl. Thomas Morus (weniger die Marxsche), war so eine regulative Gesellschafts-Idee des Nirgendes und Nie. Die Forschergemeinschaft selbst ist nach P. so ein offenes, pluralistisches und evolvierendes Zeichensystem. Auch Gesellschaften brauchen ein ihnen eigenes Evolutionsprinzip, das hier das Gesetz ist. Darin hält sich jede Gesellschaft ihren normativen und lebenden Mythos, ihr Utopia, spiegelhaft vor Augen (78). Mit der Forschung teilt das Gesetz die Eigenschaft, daß beide sich nicht einfach entwickeln, sondern vielmehr geschaffen werden, d. h. aufgeteilt, umgeformt durch den Prozeß (81). Sowohl utopische Vision und Gesetz wie auch Wahrheitsfindung sind solch ein Prozeß. – Kap. 6 setzt sich auseinander mit der Critical Legal Theory, deren nichtpragmatische Utopisten danach verlangen, wünschen zu können, was verlorene Möglichkeiten waren, die gegen die überstarke Chiffre ‚American Way‘ nie ans Licht kamen (Brennpunkte: Verträge zwischen Indianern und US). Die ‚Crits‘ stehen dabei auf der Seite derer, die Gesetze grundsätzlich als das menschliche Werte Reduktive ansehen. K. sieht eher das legale Potential des zwischenkulturellen Austausches. Verträge seien das Instrument, das im Falle der Indianerverträge zwar inkompatible Begriffe von ‚Land-Besitz‘ bereinigte, indem einer obsiegt (der US-‚Besitz‘ nämlich); dennoch hätten die Indianer etwas für ihr Land bekommen: Interessen (106), einklagbare Ansprüche. = Funktion von Fiktionen, im 7. Kap.: Egal ob es sich um jene primitive der gemeinsamen Geburt handelt oder jene moderne Illusion von Stabilität eines konstanten, kanonischen Gesetzessystems (111), sie müssen alle einmal neu fingiert werden. Jedes autoritäre Zeichensystem wird durch ‚Spielverderberei‘ verändert: „*societies are states only*“ (117), gehalten durch Illusion ihrer Stabilität. Zu evolvierenden Zeichensystemen werden sie, wenn sich (P.s) Kontinuum auswirkt (119). Sprachkonfusionen sind also wichtig, damit ein Gesetzessystem *established law* durch neue legale Fiktionen sich ändern kann *extemporary decrees* (K. inspiriert von Hayek). Kontinuum im Gesetzesdiskurs heißt, daß er immerzu Spuren seiner Vergangenheit, seines symbolischen Wachstumsprozesses in sich trägt (123). Teil III (Kap. 8–11) bringt spezifischere rechtsphilosophische Probleme, Teil IV. Essays zu Randthemen und Teil V ästhetische Essays.

J. EHRAT S. J.

ZANI, MAURIZIO, *Invito al pensiero di Simone Weil* (Invito al pensiero 18). Mailand: Mursia 1994, 225 S.

Unter den kleineren Einführungsschriften in das Denken S. Weils ragt dieses Buch von Z. heraus, weil es in der Tat in einer Übersicht alle Aspekte des Weilschen Denkens berücksichtigt. Dabei wird im 1. Teil vor allem auch die philosophische Gedankenentwicklung so dargestellt, daß ihr Zusammenhang mit dem Kontext erlebter Erfahrung sichtbar wird (11–56). Der 2. Teil bringt eine Analyse eines jeden Werkes S. Weils, und zwar mit dem Ziel, ihre äußerst kritische Lektüre des Marxismus herauszustellen, die dann in eine Begegnung mit der christlichen Mystik übergeht. Z. schreibt diese Werkanalyse in den Rahmen einer Weilschen Philosophie „spirituellen Personalismus“ ein, der aber gerade die Kritik eines emphatischen Personbegriffs mitumfaßt (57–156). Dies zeigt dann besonders der 3. Teil, wo die Hauptthemen dieses Weilschen Denkens entfaltet werden: Unglück, Dekreation, Notwendigkeit, Lektüre, Aufmerksamkeit, wobei auch die philosophiegeschichtlichen Bezüge wie Platon, Pythagoräer, Stoa, klassisches und modernes Denken berücksichtigt werden (157–190).

Besonders hervorzuheben sind in Z.s Untersuchung wichtige epistemologische Problembereiche, die von der religiös orientierten Weilrezeption oft übersehen werden: die